

Heimweh - Bilanz einer beruflichen Tätigkeit im Jugendhilfebereich

Fichter, Claus; Westermann, Birgit

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fichter, C., & Westermann, B. (1990). Heimweh - Bilanz einer beruflichen Tätigkeit im Jugendhilfebereich. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 14(1), 43-61. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249933>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

H E I M W E H BILANZ EINER BERUFLICHEN TÄTIGKEIT IM JUGENDHILFEBEREICH

Claus Fichter, Birgit Westermann

Wir möchten von einer beruflichen Erfahrung berichten, nicht in allen Details und unter jedem Aspekt, sondern eingegrenzt und bezogen auf alltägliche, nichtsdestoweniger verborgene Widersprüche - man könnte auch sagen Täuschungen - , die wir im Rahmen stationärer Jugendhilfe bei uns und bei anderen erlebt haben.

Nach mehrjähriger Arbeit in vorrangig einem Heim für Jugendliche mit stark heilpädagogisch-therapeutischer Ausrichtung war unser persönliches Fazit im wesentlichen das einer gewissen Doppelbödigkeit, ohne dabei genau benennen zu können, an welchen Punkten wir das Gefühl hatten, "gegen eine Mauer zu rennen" oder "mit einem unsichtbaren Feind zu kämpfen."

Beide inzwischen außerhalb des Heims stehend, hatten wir nunmehr Zeit und Distanz, diesen diffusen Bauchschmerzen nachzugehen und den Versuch einer Konkretisierung zu machen. Gemeinsam ist allen zusammengetragenen Erfahrungen das Gefühl, ein wichtiges Versprechen an die Jugendlichen nicht eingelöst zu haben.

Der folgende Bericht bedeutete zunächst einmal für uns, vermiedenen Wahrnehmungen Bewußtsein zu verleihen, abgebrochene Handlungen zu vollenden und ein Scheitern anzusprechen. Daß damit Unausgewogenheit verbunden ist - in Anbetracht der auch vielen positiven Erinnerungen an unsere Heimarbeit - gestehen wir zu, halten dies aber dem Anliegen, einer wenig populären Sichtweise Gehör zu verschaffen, für dienlich. Abgesehen vom persönlichen Interesse läge uns am Herzen, wenn gegenwärtig in Heimen arbeitende Kollegen, Pädagogen wie Psychologen, von den folgenden Gedanken, welche als Fragen und nicht als Antworten gemeint sind, angeregt, aufgeregt oder unterstützt würden.

Gesellschaftskritik findet doch im Berufsverband statt

Es ist wohl eine Binsenweisheit, daß sich in jeder Institution einer Gesellschaft für letztere typische Organisations- und Interaktionsstrukturen wiederholen und diese kennzeichnende Werte und Ziele widerspiegeln. Die besondere und im Kern paradoxe Situation einer Jugendhilfeeinrichtung und mit ihr verwandter sozialer Dienstleistungsbetriebe besteht darin, daß sie gerade in nicht geringem Maße an und in dieser Gesellschaft erkrankte und von ihr abgelehnte Mitglieder aufnehmen, aufbewahren und speziell, wenn es um junge Menschen geht, "resozialisieren" soll. Wie anders als durch neue statt bisherige Erfahrungen. Resozialisiert oder "gesellschaftsfähig" heißt aber in dieser Gesellschaft in einem hohen Maße flexibel, funktions- und produktionsbereit im Sinne gesellschaftlicher Ziele.

Es ist nicht vorrangig Auftrag des Heims, den zukünftigen Erwachsenen bei der Entwicklung von Selbstwertempfinden, Autonomie und (Pro-) Sozialität zu fördern und zu begleiten, es ist erste Pflicht, ihn in das Leistungs- und Produktionssystem wiedereinzugliedern. Dies entscheidet sich zunächst einmal nicht am Bewußtsein der im Heim beschäftigten Mitarbeiter. Dreh- und Angelpunkt des Wirkenkönnens einer Jugendhilfeeinrichtung ist ihre ökonomische Abhängigkeit. Ein Heim ist zwar nicht ein auf Profit, aber ein auf Angebot und Nachfrage ausgerichtetes Unternehmen. Seine Lebensader sind die Pflegesatzgelder, die für höchstens ein Jahr und grundsätzlich zunächst einmal bis zum 18. Lebensjahr des jungen Menschen von den örtlichen oder Landesjugendämtern bewilligt werden. Zur Erhaltung dieser Kapitalkanäle bedarf es im Einzelfall des Nachweises (Entwicklungsberichtes), daß der Betreute zum Zeitpunkt erneut notwendiger Kostenzusage auf dem Wege zur Resozialisierung, auf dem intellektuellen wie emotionalen Leistungssektor, Fortschritte gemacht hat, wofür Gradmesser insbesondere bei nahem Beginn der Volljährigkeit sein Schul- bzw. Ausbildungsplatzerfolg ist. Im allgemeinen tut ein gutes Prestige des Heimes unbedingt not. Es steht in harter Konkurrenz zu anderen um ihre Existenz kämpfenden Einrichtungen. Das Heim muß sein Angebot auf dem "sozialen Markt" verkaufen, gegenüber Ämtern, Behörden, Kliniken und der Öffentlichkeit möglichst werbewirksame Selbstdarstellung betreiben. Ein Motto, wie: "Nager- oder drogensüchtig, geh' ins Heim, werd' lebensstüchtig" oder "Schwierigkeiten in der Schule, Probleme mit der Entwicklung, Verwahrlosung und Delinquenz? - Jugendhilfe schafft Abhilfe! Geschultes Fachpersonal erwartet Sie", erscheint zwar überpointiert, könnte aber als einprägsames Fazit in Glanzpapier gebundener Einrichtungskonzepte gedacht werden. Wer Probleme nur tatkräftig genug anpackt, fachkompetent analysiert und hartnäckig bearbeitet, muß einfach - so die Maxime - Erfolg haben!

Der an der Basis tätige Mitarbeiter weiß es besser oder wundert sich, daß es nicht klappt. Zur Heilung - ein in Anbetracht der täglichen Sisyphos-Arbeit schon fast unanständiges Wort - notwendige Bedingungen wie Zeit, leistungsunabhängige Wertschätzung, Begegnungsgestaltung unter weitestgehend herrschaftsfreien Vorzeichen werden allein schon durch die oben beschriebene objektive Situation eines Heimes eingeengt, zusätzlich noch durch ein pragmatisch orientiertes, naturwissenschaftlich-technizistisches Verständnis menschlicher Prozesse.

Sicher, es werden immer wieder kleine Nischen gefunden. Aber wirkt nicht im Fall eines im Leistungssystem auf den Status des Sonderschülers heruntergestuften Jugendlichen, der vierzehnjährig aufgenommen wird, ein Bonus "hunderttägiger Schonzeit ohne Schulbesuch zum Eingewöhnen" mehr als sinnentleert, wenn die weitere Zukunft mit der Notwendigkeit der Eingliederung in dieses Leistungssystem schon wartet?

Worauf wir hinauswollen, ist aber keine Kritik der Leistungsorientiertheit dieser Gesellschaft; es ist auch kein Anliegen, einer realitätsfremden oder gar oberflächlich politisierenden Jugendhilfeerziehung das Wort zu reden. Es geht uns um die Form des Umgangs mit der allgegenwärtigen Gesellschaftlichkeit im Feld "Heim", wobei wir davon überzeugt sind, daß eine Veränderung, ein Bewußtsein von unten trotz mächtiger äußerer Bedingungen etwas bewirken könnte.

Wir haben diesen Umgang allgemein als einen verdrängenden, die Ohnmacht befördernden und stabilisierenden kennengelernt und wenig Raum gesehen, uns und die anderen als gesellschaftlich verantwortlich und gesellschaftlich potente Subjekte zu erfahren. Auf allen Beziehungsebenen im Heim gab es Widerstände, den Bezug zur gesellschaftlichen Realität einzubringen, mit ihm zu arbeiten und eine emanzipatorische sprich von Solidarität und Aufrichtigkeit geprägte Haltung zu praktizieren.

Im Einzelkontakt mit den Jugendlichen liegt eigentlich eine große Chance darin, ihre Probleme ganz konsequent in den Kontext zu stellen, in dem sie entstanden sind. Damit ist nicht nur eine Erweiterung auf die Familie gemeint, obwohl dies schon eine ganze Menge wäre. Darüberhinaus ist heilsam, Erfahrungen der Ohnmacht und des "Nicht-verbogen-werden-wollens" mit ihnen auszutauschen und zu teilen. Ein Anfang wäre, den Jugendlichen gegenüber Transparenz zu üben; wir meinen wirklich zu "üben", als Gegenbewegung zu dem Trend der Erwachsenen, immer "sicher" zu wirken. Eine solidarische Haltung könnte sich damit fortsetzen, die Position des Jugendlichen gegenüber Lehrern, Ausbildern, Amtspersonen, Ärzten und Eltern

zu stützen. Nichts ist vermutlich heilsamer als die Erfahrung eines Beistands, vor allem, wenn dieser selbst dabei Ablehnung und Unannehmlichkeit nicht scheut. Aufrichtig wäre wohl auch die Unruhe und Angst heranwachsender Menschen bezüglich Rüstung, Umweltgefährdung und Sinnentleerung zu teilen. All dem steht oft genug eine undefinierbare Atmosphäre von Vorsichtigkeit entgegen, die wir bei uns und anderen als Verpflichtung einem angeblich starken Erwachsenenideal gegenüber und noch mehr als Angst vor Auseinandersetzung mit der eigenen Ohnmacht identifizieren konnten. Im Therapiebereich kommt noch ganz speziell die historische Beheimatung in einer individualisierenden und hierarchisch konnotierten Herangehensweise hinzu. Der Abwehrmechanismen gibt es viele.

Auf der Ebene des einzelnen Mitarbeiters sind wir häufig der Täuschung begegnet: "Wenn ich nur mütterlich-zuwendend und väterlich-konsequent, therapeutisch und pädagogisch geschickt genug bin, wird der Jugendliche seinen Weg schon machen und ich so den Sinn meines Tuns erfahren". Hier wäre es wichtig, die eigenen Grenzen wahrzunehmen sowie mutig auszusprechen und damit aus dem gesellschaftlichen Mythos auszusteigen.

Auch in der Mitarbeitergemeinschaft haben wir Wahrnehmung und Diskussion gesellschaftlicher Bedingungen eliminiert und tabuisiert gefunden. Themen wie "die eigene Autonomieentwicklung", "Angst vor Arbeitsplatzverlust und Beurteilung durch die Leitung" sowie die "Konkurrenz untereinander" fanden selten Gehör. Sie wurden eher bedrohlich als entlastend erlebt. Ebenfalls mit emanzipatorischem Gehalt ausgestattete Fragen, wie "der Austausch von Menschenbildern" oder "die gesellschaftliche Funktion psychosozialer Berufe" stießen dagegen durchweg auf gelangweilte, bagatellisierende Reaktionen.

Auf der Leistungsebene erfuhren wir - obwohl oft beschworen - erst recht kein Vertrauen in Aufrichtigkeit und Solidarität. Hier wird das Spannungsfeld zwischen inhaltlichen und gesellschaftlichen Anforderungen natürlich besonders intensiv gespürt, ist die Einsamkeit in der Verantwortung aber auch besonders groß. Nichtsdestoweniger wurden äußere, die Existenz der Einrichtung betreffende Prozesse kaum transparent gemacht, innovative Überlegungen nach innen nur ausgewählt und tröpfchenweise weitergegeben. andererseits die mangelnde Autonomie der Mitarbeiter beklagt. Entsprechende Entschuldigungen klangen ähnlich wie die zwischen Betreuer und Jugendlichen: "Wir wollen unsere Kollegen nicht früher als nötig verunsichern".

In Kontakt mit anderen Einrichtungen bzw. dortigen Kollegen fand immer großes Interesse der Austausch über möglichst geschickte Strategien bzgl. Leitungsproblemen und die Diskussion über pädagogische oder therapeutische Probleme. Dabei wurde die Konkurrenzsituation von Einrichtung zu Einrichtung wohlweislich verdrängt. Nicht aber wurden aufgegriffen die Gleichbetroffenheit in der Existenzangst und die zwiespältige Rolle psychosozialer Arbeit in dieser Gesellschaft. Wir erhielten vor kurzem noch die Antwort: "Gesellschaftskritik? Die findet doch im Berufsverband statt".

Bei uns ist alles ganz anders

Psychische Probleme gerade von Kindern und Jugendlichen weisen in ihrer Gesamtheit nicht nur auf einen bestimmten gesellschaftlichen Konflikt hin, sondern jedes dieser Individuen bleibt auch nach Aufnahme in das Heim in diesen Konflikt eingebettet. Die jeweils wesentlichen gesellschaftlichen Gegebenheiten machen auch vor den Toren eines Heims nicht halt. Schlimmer noch: die Behandlung eines solchen Jugendlichen findet unter den gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen statt, aus denen die Probleme zu einem großen Teil mit entstanden sind. Sehr überpointiert ausgedrückt, wäre dies etwa so, wie wenn ein auf einen verborgenen Familienkonflikt neurotisch reagierender Sohn durch seinen gegebenenfalls ständig neurotisch verbergenden Vater "behandelt" würde. Wie ist diese Behauptung zu begründen? Nun gut, wahrscheinlich gelingt es den Heimen, nicht so neurotisch zu reagieren, wie es die Familie des Jugendlichen getan hat; aber gelingt es auch, weniger neurotisch zu reagieren als die Gesellschaft? Wenn sich Heime hier auch alle Mühe geben, sie scheinen zumindest eine Neurose mit der Gesellschaft zu teilen: ständig so zu tun, als hätten sie keine.

"Bei uns ist alles ganz anders" scheint über dem Tor eines halbwegs progressiven Heimes zu stehen. Dies meint: Wir versuchen Dich als Person zu sehen, wie Du bist, Dich ernst zu nehmen und anzunehmen sowie Dir gegenüber aufrichtig zu sein."

Doch haben wir in unserer Berufserfahrung den Begriff der "Realitätskonfrontierung" noch nirgendwo häufiger gehört als dort - die gesellschaftlichen Bedingungen haben das Heim also doch eingeholt - , noch nie den Slalom der Pädagogen und Therapeuten häufiger bewundern müssen, zwischen der Vermittlung von Idealen entsprechenden Normen und Werten, der bedingungslosen Förderung von Selbstentfaltung auf der einen Seite und der schonungslosen Konfrontation mit der Realität auf der anderen.

Aber wie einem Jugendlichen vermitteln, in einer "schlechten" Gesellschaft "gut" zu bewerten, zu handeln und sogar sich dabei auch noch gut zu fühlen oder wie ihn lehren, das, was sein sollte, anzustreben, und dabei das, was ist, zu bewältigen?

Bewältigt wurde diese Situation durch die Mitarbeiterin in der Tendenz, einmal etwas mehr die eine Seite zugunsten der anderen auszublenden und hernach vielleicht umgekehrt, je nachdem, was gerade angestrebt wurde. Die Einstellung, im Individuum eine Insel des ewig "Guten und Idealen" zu installieren, das dem Harten und Schlechten der Welt standhalten könnte, erwies sich hier ebenso als eine Verführung, wie die Haltung, den Jugendlichen zum Problemträger zu machen, ohne die "surroundings" miteinzubeziehen. Es konnte dabei nur eine Überlebensstrategie herauspringen - kein tragfähiges Konzept.

U.E. liegt der Ansatz einer integrativeren Lösung in mehr Aufrichtigkeit und dem Versuch, Modell zu sein für eine konstruktiv-kritische und aktive Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. So bedürfte es nicht zunehmend resignativ-pragmatischeren Herangehensweisen in der Jugendhilfe aber auch nicht der Täuschung, Heime seien in dieser Gesellschaft Inseln, in der Gesellschaftlichkeit nicht stattfinde.

Wunder dauern etwas länger

Es kamen Jugendliche zu uns, deren Probleme sich nicht nur auf Schulverweigerung etc. bezogen, sondern auf die gesamte Persönlichkeit; sie konnten das Wort Zukunft nur noch mit Hohn bedenken und waren zum Teil auch an Leib und Leben bedroht worden. Recht große Probleme also.

Wir gaben vor, die Probleme beheben zu können und traten auch allen gegenüber so auf. Allen voran dem Jugendlichen gegenüber, der nach einiger Zeit den Eindruck haben mußte, seine Probleme seien eigentlich nicht nötig, wenn er Sie waren natürlich nötig, ansonsten wären sie ja nicht da gewesen. Nötig, um die ganze Person als solche zu erhalten; allerdings zum Nachteil einiger partieller Bereiche der Persönlichkeit, die geopfert werden mußten zum Wohle des Ganzen, wie z. B. dem Drang sich fortzuentwickeln oder dem Drang zu essen.

Schon in der Medizin ist es schwierig, beschädigte Körperteile zu kurieren, ohne dabei das Ganze zu gefährden. In der Therapie ist dies sicherlich ebenso

risikoreich, da die Wiederherstellung eines Teils der Persönlichkeit vorübergehend den gesamten Organismus lahmzulegen scheint, was dem Patienten manchmal vorkommen muß wie eine endgültige Stilllegung.

Tiefe psychische Probleme mögen zwar behebbar sein - theoretisch wie praktisch - , doch praktisch kommen wir auch an unsere Grenzen. Dies verschwiegen wir dem Jugendlichen häufig und taten dann so, als ginge es, die Grenzen ignorierend, trotzdem weiter. Schade eigentlich, denn ein solcher Anschein bringt niemanden dazu, Grenzen neu zu ertasten und zu überspringen.

Wie steht es nun mit therapeutischen Grenzen? Unserer momentan vorherrschenden, technisch orientierten gesellschaftlichen Leistungsmentalität entsprechend vermitteln Therapeuten schnell, die Probleme seien zwar groß, aber grundsätzlich behebbar. Persönliche Unzulänglichkeiten eingeräumt, sind sie abhebbar von den gesellschaftlichen Verhältnissen, um dann auf diese Weise individualisiert therapeutisch behoben zu werden? Wessen werden sie dabei enthoben? Eben der gesellschaftlichen Einbettung. Reicht hier therapeutische Kompetenz wirklich aus? Müßte hier nicht auch eine kompetente Gesellschaft hinzutreten in dem Sinne, daß sie fähig und imstande ist, Krisen und Krankheit an sich selbst nicht einfach institutionell zu absorbieren, sondern sie zu akzeptieren, sie auszuhalten und dann - erst dann! - nach Veränderung zu suchen.

Wir meinen also, große psychische Probleme sind nicht grundsätzlich behebbar und unsere therapeutische Kompetenz reicht nicht. Das mußte einmal gesagt werden! Es wurde in unserem beruflichen Feld bisher zu häufig kaschiert, verschwiegen.

Krisen zu akzeptieren, gemeinsam auszuhalten und dabei als Chance zu begreifen und sie - die Chance - auch zu ergreifen, ist eine Kunst; die Kunst besteht im Wesentlichen darin, der Krise mutig ins Auge zu blicken und sie dabei auch noch lieb anzusehen!

Wir hingegen machten allzu häufig die Erfahrung, daß Krisen in der Form von besonders virulenten Lebensabschnitten des Jugendlichen ängstlich aufgescheuchte Ordnungs- und Eliminierungsaktivitäten auf den Plan riefen. War dies - die Eliminierung der Krise - geschafft, wartete man auf den nächsten Anfall, um mit ihm wiederholt in gleicher Weise zu verfahren.

Dieser Wiederholungszwang, Krisen immer wieder zu eliminieren und damit nichts beheben zu können, hat in unserer Gesellschaft lange Tradition (die vielen rosa Pillen, Gefängnisse, Psychiatrien oder auch die Krisen des Alterns und Sterbens in Heimen). Diese hinlängliche gesellschaftliche Haltung Krisen gegenüber spiegelte sich während unserer Arbeit oft im institutionellen Umgang mit einer Krise eines Jugendlichen wieder.

Immer mehr desselben kann die Krise nicht verhindern.

Intimität auf Distanz

Der eigentliche Kern, quasi das Herzstück der Arbeit im Heim mit Jugendlichen ist die "Beziehungsarbeit". Dies meint einen ganz bestimmten Verbund zwischen dem Jugendlichen und seinen Bezugspersonen. Dieser ist Kristallisationspunkt, an dem sich Erfolg und Mißerfolg voneinander scheiden. Da Jugendliche in heilpädagogischer und therapeutischer Einrichtung fast immer auch beziehungsgestört sind, ist dies ja auch nicht weiter verwunderlich. Von Seiten der Mitarbeiter wird im besten Falle die Art von Beziehung aufgebaut, die einerseits den turbulenten Strudel der Nähe als auch die gleichgültige Distanz vermeidet. "Intimität auf Distanz" heißt dieses Kunststück. Mitarbeiter wollen also Beides, Nähe und Distanz, alles in Maßen natürlich.

Jugendliche wollen hingegen immer nur eines davon oder beides alternierend, erst das eine dann das andere. Dieses Herzstück der Arbeit mit Jugendlichen bewegt also ein Spannungsfeld, das konfus macht, je nachdem wer wem gerade welchen Pol entgegenhält, um sich anzuziehen oder sich abzustößen. Wohl auf diese Weise gelang es Gruppendienstlern und uns immer wieder, schon nach kurzer Zeit Jugendliche, die wir anfangs nicht ausstehen konnten, auf Distanz in unser Herz zu schließen.

Dies schien uns Beweis genug für die Tauglichkeit dieses Beziehungsmodells. Zudem hatte es sich auch an anderen Stellen als wertvoll erwiesen, freilich in erster Linie für die Betreuer und Therapeuten, weniger für die Jugendlichen.

Warum nicht für sie? Nun, wir sagten schon, es macht etwas konfus. Dummerweise ist dieses eh schon ambivalent ausgerichtete Beziehungsmodell noch von einer weiteren Ambivalenz unterlegt, welche mit der Ersten hervorragend widersprüchlich

korrespondieren kann: der private, persönliche Aspekt der Beziehung und der professionelle. Interaktiv ist dem Jugendlichen nicht immer klar, ob er es nun mit einer persönlichen Äußerung oder mit einer pädagogischen Intervention zu tun hat, wobei zu bedenken ist, daß der Jugendliche pädagogische Aufträge besonders argwöhnisch betrachtet. Kommt aus der Unklarheit dieser Beziehungsaspekte einmal der Argwohn etwas mehr in den Vordergrund, bauen Mitarbeiter und evtl. auch Therapeuten diesem vor, indem sie versuchen, möglichst überzeugend auch "persönlich" hinter einem pädagogischen Auftrag zu stehen.

Damit sind wir an einem weiteren Polarisationspunkt der Beziehung angelangt: Inwieweit bin ich in der Beziehung interaktiv ichsynton oder ichdyston. Mit diesem Punkt steht und fällt meine Glaubwürdigkeit vor dem Jugendlichen; er findet deshalb entsprechend hohe Beachtung in der Arbeit mit Jugendlichen.

Wir haben also die Wahl beispielsweise zwischen einer eher persönlich gemeinten Distanz, die ichsynton ist oder einer eher professionellen Nähe, die ichdyston ist, und so fort; es gibt hier 2³ Möglichkeiten. Unsere Profession besteht frei- lich u.a. darin, die jeweils "beste" Kombination zu wählen. Doch:

Gerade für beziehungsschwierige Jugendliche ist nichts verwirrender als Widersprüche und Unklarheiten; Doppel- und Triplebotschaften sind hier Gift, von der Überforderung für die Mitarbeiter ganz zu schweigen.

Spätestens mit der Entlassung aus einem oft mehrjährigen Aufenthalt in unserer Einrichtung stellen sich die Beziehungen als das heraus, was sie sind: sie "tragen" nicht mehr. Oder wir beobachten an uns selbst, daß die Kontakte nach der Entlassung mühsamst beibehalten wurden, jetzt allerdings wirklich privat. Warum? Damit das etwas Schiefe, das hinter den Beziehungen stets vermutet war, zum guten Schluß nicht doch noch offen zutage treten möge?

Sei selbständig - bleib' abhängig

Ideale wie der selbstbestimmte Mensch, dessen Freiheit aus der Einsicht in die Notwendigkeit besteht und der in seiner Entwicklungsgeschichte Raum zur Entfaltung seiner Eigenständigkeit ohne Schaden für andere erhält, haben, gottlob, schon lange in die Köpfe von Pädagogen und Psychologen und damit natürlich auch in die Konzepte von Heimerziehung Einzug gehalten. Gemeint ist in einem solchen

Kontext ein Autonomiebegriff, der in sich das Vermögen, Manipulationen und Selbstentfremdung zu widerstehen, mit der Fähigkeit zur echten Beziehung vereint. Weniger idealistisch, eher pragmatisch orientiert werden wir eine in letzter Zeit verstärkt in Heimen zu beobachtende Entwicklung zum Programm der "Selbständigkeit" hin bezeichnen. Damit ist nach unseren Erfahrungen nicht nur positiv angestrebt, der Jugendliche solle sein Leben selbst in die Hand nehmen, sondern subtil auch verbunden: wenn wir schon keinen Erfolg damit haben, einen ermutigten selbstsicheren Menschen zu entlassen, dann wenigstens darin, daß er seinen Alltag irgendwie geregelt bekommt. Letzteres ist natürlich gut, aber oft genug nicht ohne Anteile des ersteren denkbar.

"Autonom-werden-können" im anfangs genannten Sinne würden Jugendliche wohl folgerichtig verstehen als ein "Wirklich-ernst-genommen-werden" in den ihnen angebotenen Beziehungen. Wie kann gelingen, dies einigermaßen zu vermitteln, mal ganz abgesehen von den bisher beschriebenen Zwängen, die die Heimerziehung begleiten? Nicht nur hier, aber auch wesentlich hier, kommen zwei Themen ins Spiel: das des "Loslassens und Zutrauens" auf der Seite der Erwachsenen und das ihrer "Distanz zu den institutionellen Bedingungen".

Gerade bei Jugendlichen, die uns ans Herz gewachsen waren und in die wir viel investiert hatten, die also nach hohem Genuß von Therapie und Pädagogik besonders fähig hätten sein müssen, den Schritt ins eigene Leben zu gehen, fiel es uns schwer, in die Fähigkeit zur Autonomie zu vertrauen. Umgekehrt war natürlich in diesen Fällen die Bindung der Jugendlichen trotz professioneller Bedingungen recht groß; es entstand für sie so etwas wie die Position eines Lieblingskindes, ein Bewußtsein großer Wichtigkeit für die Betreuer, denen es schwer anzutun war, von der Rolle des vielgebrauchten Helfers in eine gleichberechtigte des Partners gestoßen zu werden. Zum Entlassungstermin wiederaufkeimende Symptome und Schwierigkeiten taten dann ihr übriges, um in die alten Positionen zurückzukehren: der Jugendliche verließ uns noch nicht. So mußte auf beiden Seiten niemand den wohlvertrauten und manchmal so einfachen Rahmen "Heim" verlassen. Auch weniger geliebte Jugendliche haben wohl trotz diffizil ausgearbeiteter Stufenprogramme zur Selbständigkeit gespürt, daß sie als Abhängige mehr angenommen werden denn als Lebentüchtige.

Diese Eigendynamik eines Heims, ein Aspekt eines Labeling-Prozesses, bedürfte kontinuierlicher Gegenbewegung in Richtung "Loslassen und Zutrauen" sowie stärkerer Betonung einer Konfrontation mit der Außenwelt. Konzeptionell erfährt dieser Aspekt zwar immer mehr Popularität durch Änderung äußerer Bedingungen -

Außenwohngruppen, mobile Betreuung, etc. - bleibt aber emotional doch schwer zu verwirklichen. Die Doppelbotschaft "sei selbständig - bleib abhängig" hat immer noch Hochkonjunktur. Die grundlegende Haltung zum Jugendlichen ist eine bindend-überlegene geblieben, die Schritte der Abgrenzung als Affront verstehen muß.

Ein Heim als relativ in sich geschlossene und mit vielen autarken Lebensabläufen ausgestattete Institution bewirkt darüber hinaus nicht nur bei den Betreuten, sondern auch bei den Mitarbeitern, daß es schwer wird, über den Rand des eigenen Suppentellers hinauszuschauen. Das befreiende Potential eines Lebens in der Normalität wird manchmal gar nicht mehr gesehen, die Erlebnis- und Verhaltensweisen der Betroffenen im Kontext "Heim" nicht auf denselben bezogen. Immer noch ist - wie wir meinen - die Fähigkeit zur "Distanz zu den institutionellen Bedingungen" als zu wenig beachteter Faktor einzuklagen.

Leistung wird immer belohnt

Ein Dilemma der Arbeit in einem heilpädagogischen Heim: die Riesenkluft zwischen Anforderung und Anerkennung. Analog zu medizinischer Arbeit wird von psychosozial tätigen Professionen immer noch erwartet, daß sie naturwissenschaftlich-simpel - quasi auf dem Ruck-Zuck-Weg - seelischen Störungen abzuhelpen vermögen. Da dies oft genug nicht möglich ist, entsteht ein Klima quälender Dissonanz, das auf dem Boden der desolaten finanziellen Situation psychosozialer Versorgung umso leichter gedeiht. Dem entgegenzuwirken bemühen sich Erzieher, Sozialpädagogen, Psychologen, Therapeuten ständig ihr Tun zu legitimieren, durch das Aufweisen schneller Erfolge. Das Hauptproblem des gesellschaftlichen Verständnisses von psychischer Krankheit bleibt dadurch unangetastet.

Im Kontext einer Leistungswelt: sie stellt allenfalls einen Bremsklotz dar auf dem Leistungswege, allen voran die unverstandene und deshalb eigentlich unnötige psychische Krankheit. Sie zu behandeln gilt als schierer Luxus, den zu leisten man nur mit dem Hintergedanken bereit ist, daß sich die Mühen kurzfristig lohnen sprich amortisieren werden.

An der Front der Arbeit ergibt sich daraus die beständige Anstrengung der Heimmitarbeiter, sich zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu zerreiben und dies auch noch mit der Stimme im Ohr, es müsse doch wohl zu leisten sein, m.a.W. man reibe sich nur noch nicht genügend auf. Im übrigen sei die Arbeit ja eigentlich Luxus, somit auch der Arbeitsplatz, und nicht unbedingt notwendig, insofern auch jederzeit abschaffbar oder reduzierbar.

Auf eine Belohnung der Leistung durch die Leitung kann der Mitarbeiter nicht hoffen, denn auch diese steckt in der Zange von Anspruch und Wirklichkeit. Bei guter Belegung mag Anerkennung erfolgen; schlägt das Gut-Wetter-Barometer leicht um, dann zwingt die besagte Zange zur Rückkehr in überkommen geglaubte Arbeitsstrukturen. Wenn Strukturen und Hierarchien variieren, je nachdem wie schön oder schlecht das Wetter gerade ist, werden Mitarbeiter demoralisiert, nicht nur bezüglich ihres berechtigten Wunsches, für Leistung belohnt zu werden, sondern auch in Bezug auf die Herausforderung, eine gute pädagogische und therapeutische Leistung zu erbringen.

"Erwachsen? Nein Danke."

Einige unserer Jugendlichen kamen zu uns aufgrund von augenscheinlich sehr unterschiedlichen Problemen, welche man trotzdem - einmal ganz unprofessionell - alle auf einen Nenner bringen konnte: Sie wollten nicht erwachsen werden.

Normalerweise bemühen wir zur Umschreibung dieses Umstandes Begriffe wie "Pubertätsneurose mit frei flottierenden Ängsten", "juvenile Eßstörungen" oder "Dissozialität" etc. Der Erwachsene hat also i.d.R. ein festes Bild, wann die Angstlichkeit eines Kindes zur "frei flottierenden Angst" eines Jugendlichen wird oder der Trotz eines Kindes zur "Dissozialität" eines Jugendlichen.

Einige Jugendliche wollten also nicht erwachsen werden. Wir reagierten unsererseits oftmals emotional auf diese Verweigerung, indem wir entweder unterschwellig etwas konsterniert waren ob des verwunderlichen Versuches, den Gang des Aufwachsens psychisch oder sogar körperlich aufhalten zu wollen. Bei bestimmten Störungsbildern empfanden wir darüberhinaus so etwas wie einen Affront gegen uns, gegen unsere Erwachsenenwelt. "Wir" meint hier auch die pädagogischen Mitarbeiter und uns.

Doch als Pädagogen und Psychologen, die wir ja gerade darin ausgebildet sind, umsichtig, d. h. selbstreflektierend und zielorientiert vorzugehen und dementsprechend zu reagieren - nahmen wir natürlich diesen Fehdehandschuh des Jugendlichen nicht auf. Stattdessen blieben wir gelassen und spielten unausgesprochen "gutes Erwachsenenmodell". Daran konnte der Jugendliche lernen, wie lebenswert die Erwachsenenwelt ausschauen kann. Also gaben wir uns Mühe, möglichst aktiv, optimistisch, dem Leben und besonders natürlich seinen Herausforderungen positiv

zugewandt zu erscheinen. Nach dem Motto: "Komm Jugendlischer! Hab auch den Mut; denn siehe, ich bin erwachsen und finde es wunderbar. Komm auch auf unsere Seite!" Dieser eher oberflächlichen Verheißung setzten wir natürlich auch Tiefe entgegen, lange Tagesgespräche, Therapiekontakte etc.

Jugendliche lieben auch die Oberfläche, wenn sie wirklich verheißungsvoll ist; sie lieben auch die Tiefe, nur ehrlich muß sie sein. Aber gerade in diesem Punkt haben Jugendliche noch Augen zu sehen und Ohren zu hören, mit denen sie die feinen Risse unserer Fassade noch wahrnehmen können, die leichten Blockaden unserer Lebensenergie, die kleinen Brüche unserer Persönlichkeit, den Preis, den es uns kostete, erwachsen zu werden und vor allem auch die tristen und ungerechten Seiten unserer gesellschaftlichen Verhältnisse; allen voran darunter diejenigen, die vom Menschen abgehoben sind, Menschlichkeit und Wachstum nicht zu lassen. Darum wollten viele unserer Jugendlichen nicht erwachsen werden! Die individuelle Krankheitsgeschichte kam natürlich jeweils noch hinzu.

Schwer verständlich mag dies jenem erscheinen, der die Unzulänglichkeit unserer Erwachsenenwelt bestreitet, weil der sich mit derselben zu arrangieren wußte. Ein solches Arrangement mit der Unzulänglichkeit zur Tugend der Zulänglichkeit hochzustilisieren und den Jugendlichen entgegensetzen, kann nicht gelingen, weil diese das Arrangement wittern. Entsprechend ihrer Entwicklungsphase, die ja eine sehr prüfende ist, wird es schnell - manchmal auch vorschnell - enttarnt. Ein so erkanntes Neuland zu betreten, verheißt einem solchen Jugendlichen nur Zweifel, Angst und Ich-Verlust, aber nichts Gutes. Je mehr wir mit dem Guten winken, desto unglaubwürdiger werden wir; nichts ist schlimmer.

Auf welcher anderen Weise kann nun mit der Angst, erwachsen zu werden, umgegangen werden? Zunächst sollten wir künftig sehr simpel zunehmend auf Unzulänglichkeiten hinweisen, von unseren Rissen und Brüchen vom Preis, den wir zahlen für den Einstieg ins Erwachsenenleben berichten; also mutig aufdecken und nicht mit "Lösungen" schnell wieder zumachen. Das nimmt der Angst wenigstens den Stachel des Unbekannten, das bekanntlich am meisten ängstigt.

Bedeutend würde dies, von unseren Ängsten und Zweifeln zu berichten, einerseits von jenen, die wir hatten und überwunden haben, aber noch viel mehr von den Ängsten, die wir haben. Dies schafft eine tatsächliche Solidargemeinschaft, die dem Jugendlichen wirklich den Rücken stärkt und die echte Begegnung schafft auf einer ehrlichen Grundlage.

Doch Reden alleine - therapeutisches Reden eingeschlossen - hilft nicht immer weiter. Unzulänglichkeiten, z. B. eigene und gesellschaftliche Verbiegungen, auch tatsächlich gemeinsam anzugehen, ist glaubwürdiger und übrigens auch äußerst wirkungsvoll. Wir können die Welt und ihre Schwächen nicht allein auf der Subjektebene verändern. Eine Rückbesinnung auf diese alte abgegriffene Erkenntnis scheint uns heute, dreißig Jahre nach den verbiegenden Jahren der Fünfziger, wieder angebracht. Wir haben eine neue Ära der Verbiegung erreicht.

Diese Gedanken sind eigentlich einer Jugendlichen gewidmet, die lange Jahre im Rückzug verbracht hatte und sich ansonsten stets und standhaft aller Veränderung widersetzte. Ihr Verhalten signalisierte "gebt euch keine Mühe, ich werde nicht so wie ihr". Ihr persönliches Thema war das hier behandelte: Sie hatte sich in der Tür geirrt, sie hätte in eine andere Welt gehen sollen. Es bewegte sich lange Zeit nichts. Erst als wir etwas losließen von ihr, sie so ließen, und wir begannen, ihre Umwelt zu bewegen, indem wir z. B. ganz unpsychologisch Front machten gegen Lehrer, gegen Familienmitglieder und Krisen zuließen, schöpfte sie Mut (und nicht Verdacht). Auch wir wurden mutiger, etwas lauter als bisher gegen Umfeldler anzugehen. Heute versucht sie, allein zu leben, was erst einmal voraussetzt, überhaupt am Leben bleiben zu wollen.

Die großen und falschen Versprechungen

Bisher sprachen wir von den ganz kleinen, eher unbewußten Täuschungen in unserer Heimarbeit, von den ganz leisen Versprechen, die die Erwachsenenwelt macht, um den Übertritt zu ihr zu erleichtern. Wie ist es nun um die wirklich großen Versprechungen oder Aussichten bestellt, die wir zuweilen an Jugendliche vermitteln?

Ist es wirklich so, daß der nur mit größter Mühe zu erreichende Hauptschulabschluß, das berühmte Praktikum, die angstbesetzte Lehre im ungewollten Beruf sich im späteren Leben wirklich vielfach auszahlen werden? Sind die oft unsäglichen Anstrengungen eines Heimjünglings nur für den allerersten Schritt eines langen Ausbildungsweges, der zu einem Ziel führen soll, das eventuell nicht einmal das des Jünglings ist, vor dem Hintergrund der grassierenden Arbeitslosigkeit nicht auf Sand gebaut? Ist die Arbeitswelt, die den Jugendlichen anstarrt wie die Schlange das Kaninchen, wirklich erstrebenswert?

Man bedenke: Im Bereich Jugendhilfe ist eine aussichtsreiche Ausbildung wichtigstes Kriterium für Resozialisierung; den Begriff "Genesung" gibt es dort nicht! Den Begriff "Krankheit" auch nicht!

Wozu noch "soziale Kompetenz", wenn diese zunehmend nur noch die Pole "Rücksicht" (im Heim) und "Durchsetzungsfähigkeit" (außerhalb des Heims) meint. Wozu noch "Selbstfindung", wenn es ein "Boss-Schildchen" im Mantel auch tut. "Selbstverwirklichung" klingt angesichts unserer Konsumwelt fast schon altmodisch. Therapie bringt keinen "Kick", Drogen den einzig wahren. "Persönliches Wachstum" behindert entweder gesellschaftliche Entwicklung oder persönliches Fortkommen sprich Einkommen. "Kontakt", "Begegnung", ja sicher, aber bitte cool.

Heute gibt es u.E. viel breitere Möglichkeiten als noch vor 30 Jahren, persönliche Probleme zu kompensieren, projektiv abzuwehren, liebevoll zu pflegen ("hip" zu sein) oder anerkannt abzuwehren, z. B. durch "Coolness" etc.

Unsere pädagogischen und therapeutischen Ziele werden von gesellschaftlichen Strömungen unterminiert. So ist u.a. ein Ziel der Heimpädagogik "Gruppenfähigkeit", das Erwecken eines Gemeinschaftsgefühls. Ist dies möglich, wenn gleichzeitig eine Außenwelt der zunehmenden Separation und Vereinzelung anheim fällt? Es heißt oft von einem psychisch kranken Menschen, "er habe sich verloren"; viele unserer Jugendlichen hatten sich nicht verloren, sondern hatten sich nach unserer Einschätzung ein gutes Stück ihres gesunden Ichs bewahrt und fielen deshalb auf!

Wir denken an einen schwer deprivierten Jugendlichen, der sich bei uns auf die freilich etwas psychotisch anmutende Suche nach sich selbst begab. Verzweifelt suchte er nach dem Sinn, der seinem Dasein die Berechtigung ausschrieb, getreu dem Glauben "Ich habe einen Sinn also bin ich". Umgeben von einer Gesellschaft, in der weit besser ausgestattet als er therapeutische Praxen überlaufen, sich in Alkohol ertränken oder ihr Heil im Anschluß an das Kabelfernsehen suchen, etc., muß dies schwerfallen.

Wir denken an eine Jugendliche mit Neurose, die ihr - bei Licht besehen - gutes Gefühl für sich selbst allzu beständig gegen allzu übertrieben wahrgenommene destabilisierende Angriffe schützte. Sie "lernte" die Neurose aufzugeben mittels zwanghafter Regelung ihres Alltags, mehr Ellenbogen und Erhöhung ihrer Frustrationstoleranz.

Sollten wir unsere Lern- und Therapieziele nicht wieder einer neuen Revision unterziehen?

Spätestens seit der Familientherapie wissen wir, dass das Phänomen der Symptomträgerschaft gezielt auf den verdeckten Familienkonflikt hinweist, den es aufzudecken gilt. Wieso sollte dies nur für Familien gelten und nicht auch für Gesellschaften und ihre Institutionen.

Birgit Westermann/Claus Fichter
Rehmstraße 119
4500 Osnabrück

FÜR EINE INNOVATIVE SOZIALARBEIT			
<p>Ulrich Gintzel, Reinhold Schöne (Hg.) ZWISCHEN JUGENDHILFE UND JUGENDPSYCHIATRIE KONZEPTE - METHODEN - RECHTSRATGEBEN</p>	<p>Monika Nienstedt, Arnim Westermann Pflegekinder 332 Seiten, DM 39,80, ISBN 3-926549-12-2</p> <p>Monika Nienstedt Arnim Westermann PFLIEGEKINDER Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien</p>	<p>Ausreißerinnen und Trebegängerinnen Gitta Trauernicht</p>	<p>Der Votum Verlag will mit seinen Publikationen Innovationen in Sozialarbeit und Sozialpolitik fördern. Er richtet sich vor allem an</p> <ul style="list-style-type: none">● Fachkräfte der Sozialen Arbeit● praxisorientierte WissenschaftlerInnen● sozialpolitisch engagierte PolitikerInnen● interessierte BürgerInnen <p>Votum Verlag GmbH Stadtstr. 20 · 4400 Münster Telefon 0251/279191</p>
JUGENDHILFE	SOZIALPOLITIK	MÄDCHENARBEIT	FORSCHUNG